



Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. * Nr. 28

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 E. m. b. H., Daresalam.

Wider des Geschickes Mächte.

Roman von Ludwig Blüme. (Fortsetzung.)

Das Manenregiment lag nun wieder in seiner Garnison, einem Provinzstädtchen, das flotten Lebemännern herzlich wenig Abwechslung bot, für strebsame Offiziere aber gerade wegen der geringen Zerstreungen wie geschaffen war. — Da Ewald Brandensfeld zu diesen zählte, so fühlte er sich recht wohl in dem verrufenen Krähwinkel und sehnte sich gar nicht zurück nach der Großstadt, in der er bis vor drei Jahren gedient hatte. Schon in den ersten Oktobertagen traf von Traute v. Mottenhagen ein zierliches Briefchen mit goldenem Monogramm ein, in dem sie ihm herzlich für seine Zeilen dankte, begeistert von dem herrlichen Ball plauderte und ihrer Freude darüber offen Ausdruck gab, daß sie ihn Weihnachten im Elternhaus wiedersehen dürften.

In gehobener Stimmung schritt er, nachdem er das rosafarbene Briefchen mehrmals durchgelesen und wie ein verliebter Tertianer ein paar feurige Küsse darauf gedrückt hatte, in seinem elegant und ganz nach seinem Geschmack ausgestatteten Junggesellenkloster auf und ab. Die großen Glasaugen des Tigerfells dort vor dem Schreibtisch schienen ihn anzulachen, der alte Dinkel Oberst im goldenen Rahmen an der Wand nickte ihm gnädig zu, der Ruckruf der schöngeputzten Uhr rief heute die Stundenzahl nicht mehr heißer und eintönig in die Welt, sondern mit Frühlingssüßigkeit und einer Lebendigkeit, als sei auch er verliebt; ja selbst der trübe Herbsttag schien dem glücklichen Leutnant voll Sonnenschein, und das langweilige Rekrutendrüsen, das heute beginnen sollte, dünkte ihn leicht und interessant.

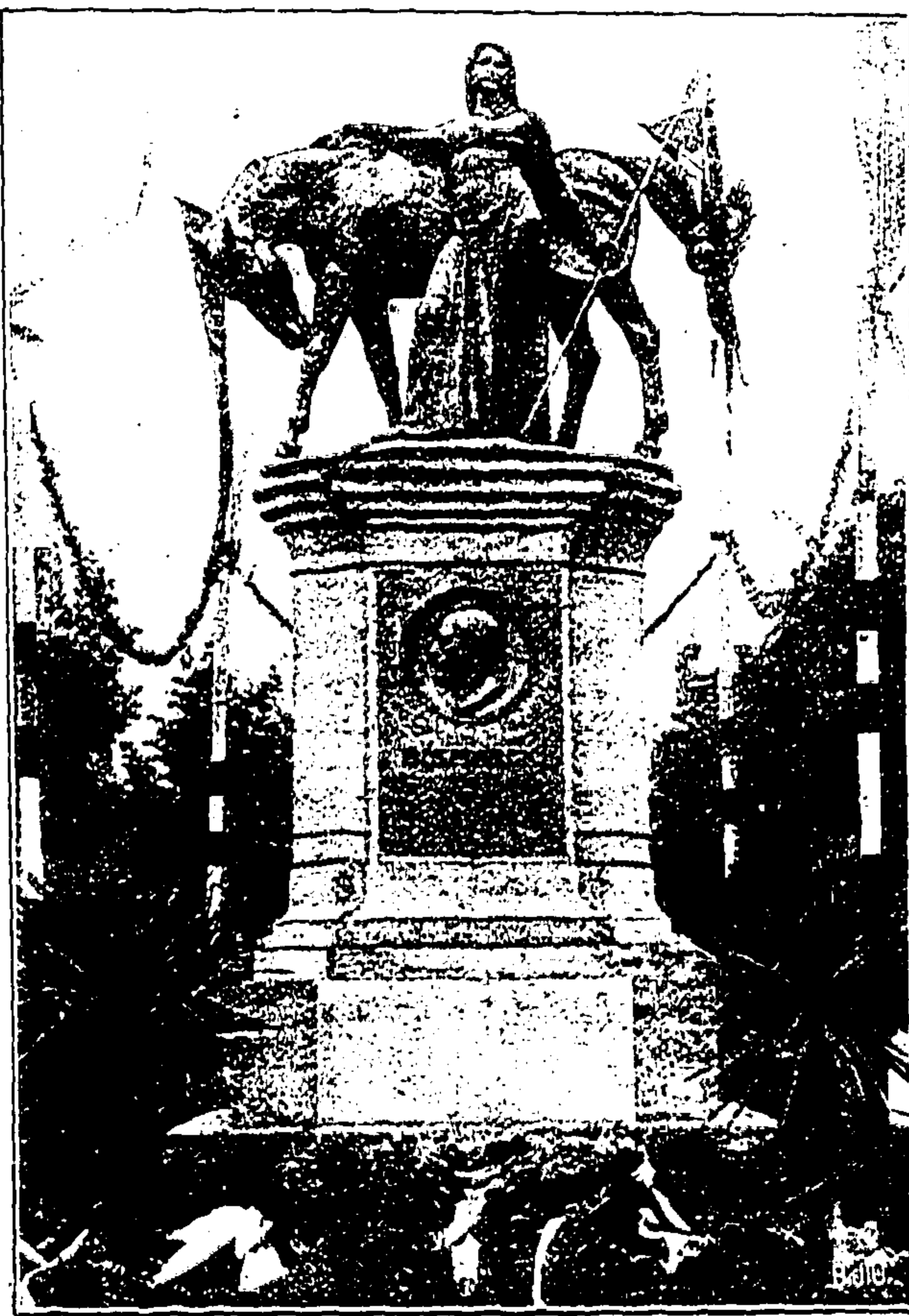
Da trat Janisch, sein neuer, tölpelhafter Burische, schwerfällig herein, grinste respektwidrig und überreichte ihm ein stark nach Patschuli duftendes Billet: „War sich sehr feines Dame zweimöhl hier und wollt Herr Leutnant sprechen. Hat denn geschriebnen Zettelchen, was ich sollt abgeben Herr Leutnant“, sagte er dabei, ohne daß Ewald es beachtete. Aber es schien, als sei diesem alles Blut aus dem eben noch so strahlenden Antlitz gewichen, als er nur einen Blick auf die verschörfelte Handschrift geworfen hatte. — Mit zitternden Fingern zerriß er den Umschlag und las:

„Jüngig Geliebter! Die Liebe zu Dir hat mich getrieben, meine Pflanzentriebbahn aufzugeben und allem zu entsagen. Was uns

trennte, soll vergessen sein. Bitte heute abend zehn Uhr Café Maximilian. — Deine, Dich allein bis in den Tod liebende Sabine Michaud.“

„Himmel und Hölle!“ rief der Leutnant aus, den grinsenden Burischen derb bei der Schulter packend und ihm durch einen nicht mißzuverstehenden Wink zu verstehen gebend, daß seine Gegenwart überflüssig sei. Dann schlenderte er das Billet zur Erde, trat es mit Füßen und knirschte: „So eine Frechheit! Diese Person!“

Fort war aller Frohsinn, Empörung, Abscheu und geheime Furcht erfüllten ihn ganz und gar. Wie ein Raubtier im Käfig rannte er im Zimmer umher, redete wilde Worte vor sich hin und schien völlig verändert. Das war nicht mehr der ruhige, selbstbewusste Offizier, das war ein Mann, den entseßelte Furien heßten. Da stand diese dunkle Geschichte wieder vor seiner Seele:



Das Widmarck-Denkmal in Graudenz. (Mit Text.)

Der junge, in Liebesdingen noch ganz unerfahrene, von hohen Idealen besessene Leutnant, lernt ein weibliches Wesen kennen, das ihm die Sinne bezaubert, in das er sich sterblich verliebt. Und dieses Weib ist der neue Star der königlichen Oper, die erst siebenzehnjährige Luxemburgerin Sabine Michaud. Ihr wunderbarer Sang in der Mignonrolle scheint ihm aus tiefstem, sehnsuchtszerziffenem Herzen zu kommen, sie scheint ihm ein höheres Wesen, und er ist glücklich, ihrer Stimme lauschen, in ihre schwermütigen Augen schauen zu dürfen. Und dann macht er im Theatercafé ihre nähere Bekanntschaft, trifft sie hier und dort, gesteht ihr seine heiße Liebe und wähnt sich überglücklich, als sie ihm schwört, nur ihm allein für alle Ewigkeiten angehören zu wollen. Um ihretwillen ist er bereit, des Königs Rock abzulegen, um ihretwillen dünkt ihn kein Opfer zu hoch. — Und dann, wie ein Keif in der Maienmacht, kommt die Erkenntnis über ihn, den träumenden Schwärmer: Er ist nicht der einzige, dem sie Liebe geschworen. Sein bester Freund vertraut ihm an, daß auch er sich ganz in der schönen Sabine Liebesbände befindet. — O, das war eine Enttäuschung, die Ewald niemals verwunden zu können glaubte! — Aber er war Manns genug, sich auf sich selber zu besinnen, sich aufzuraffen, sich loszureißen. — Kein Wort der Neue hörte er aus der schönen Sängerin Munde, als er sie zur Rede stellte; Spott nur und Hohn ertönte er noch obendrein. „Ich bin eben mehr als eine sittsame Bürgermarzell“, sagte sie stolz. „Wer auf meiner Höhe steht, der darf sich gewisse Freiheiten wohl erlauben.“ —

Und sie erlaubte sich noch viele Freiheiten, bis sie nicht mehr auf jener stolzen Höhe stand, bis ihre blendende Schönheit zufolge einer schweren Krankheit schnell verblüht war und ihre vielbewunderte Stimme nicht mehr für die Oper genügte. Ach, Ewald wußte ganz genau, was aus „Mignon“ geworden war. Und nun nahte dieses Weib sich ihm heute zum zweitenmal! Um dem Gespött der Kameraden, dem Gerede und Getuschel in der besseren Gesellschaft zu entgehen, hatte er sich damals aus der großen Garnison hierher versetzen lassen in der Absicht, hier ein ganz neues Leben zu beginnen, hier, wo man seine Torheit nicht kannte.

Sa, dachte denn das Weib wirklich, nachdem sie bei der Bühne abgetan war, für eine Offiziersfrau noch gut genug zu sein?

Aber da rief die Muckdusuhr, heiser und monoton, wie früher. Es war Zeit zum Dienst. — Schnell ins Feuer das Billett! — Janisch trat ein, immer das gleiche dummpfiffige Gesicht, reichte seinem Leutnant Säbel und Mütze, half ihm den Mantel an, und Ewald Brandenfeld tat seine Schuldigkeit, wie er sie stets getan.

Die geschminkte Dame in der Robe nach neuester Pariser Mode, die den ganzen Abend gelangweilt im Café Maximilian gesessen, zog sich gegen Mitternacht in sehr ärgerlicher Stimmung endlich zurück ins Hotel „Adlerhof“, in dem sie zwei Zimmer gemietet hatte.

„War ja auch eine furchtbare Dummheit mit dem Billett“, sagte sie zu sich selber. „Nein, du mußt ihn persönlich sprechen, mußt dein ganzes vielbewundertes Schauspielerinnentalent aufbieten, um ihn herumzukriegen. Und der gutmütige Ewald, dieser Anabe in Leutnantsuniform, wird noch zu besiegen sein. Deine Tränen müssen ihn erweichen. Und dann ist alles gut, denn sein Vater ist sehr reich. Wie die hübsche Magdalena mußt du dich ihm zu Füßen werfen. So etwa!“ Und vor dem großen Spiegel ihres Zimmers studierte sie die zu spielende Rolle genau ein, mit Stiefeln, Händeringen, Tränen, Augenausschlag und allem, was zu sicherem Effekt gehörte.

Als Ewald am nächsten Tage vom Vormittagsdienst zurückgekehrt war, den Überrock eben mit der bequemeren Litemka vertauscht und sich eine Zigarre angezündet hatte, da meldete Janisch ihm, daß die feine Dame von gestern wieder da sei und ihn dringend zu sprechen wünsche.

„Sagen Sie, ich empfangen keinen Damenbesuch in meiner Wohnung!“ rief der Leutnant darauf mit zornbebender Stimme, laut genug, daß Sabine Michaud es hören mußte.

Doch sie ging noch lange nicht und schien das Haus nicht mehr verlassen zu wollen. Volle drei Stunden belagerte sie seine Wohnung und machte auf andere Hausbewohner den Eindruck einer Irrenjungen.

„Vielleicht das Opfer einer Sünde des Offiziers“, tuschelte Frau Rechnungsrat Müller ihrer Vertrauten, der Rektorin, ins Ohr.

„Zweifello“, sagte die darauf. „Wie blaß und verstört das arme Wesen aussieht! Ja, ja, diese Leutnants! Und nun will er nichts mehr von ihr wissen. Wie die Schmetterlinge, die von Blume zu Blume flattern.“

Ewald vermochte sich vor der Aufdringlichen nur dadurch zu retten, daß er das Haus durch einen zweiten Ausgang verließ und erst spät abends wieder heimkehrte. Es traf dann tags darauf ein zehn Seiten langer, tränenbenekter Brief von Sabine bei ihm ein, der alles das enthielt, was sie ihm so gern theatralisch vor Augen geführt hätte. Er blieb völlig zugerührt und antwortete ihr kurz und bündig, daß er sich weitere Aufdringlichkeiten verbitte.

Gab die Sängerin danach ihre Bemühungen auch auf, so sollte ihr Erscheinen in der kleinen Garnison für den Leutnant doch mancherlei Peinliches und höchst Unangenehmes im Gefolge haben. Der Stadtklatsch nahm sich der Angelegenheit nur zu bereitwillig an, und bald hatte er eine fürchterliche Standalgeschichte aus ein paar Gerüchten und Vermutungen konstruiert.

Ehe es Ewald noch gelungen war, die öffentliche Meinung über die Angelegenheit zu beruhigen, trat nun noch ein Ereignis ein, das für ihn und seine Zukunft von weittragendster Bedeutung sein sollte: Sein Vater, der als früherer Industrieller auch auf seine alten Tage von gewagtesten Spekulationen nicht lassen mochte, verlor eines Tages bei einem Niesenunternehmen sein ganzes großes Vermögen mit einem Schlage und stand dann fast bettelarm da. Den Schmerz ertrug der vom Glück bisher so verwöhnte Mann nicht, seine Sinne verwirrten sich, und in einem Zustand geistiger Unmachtung legte er selber Hand an sich. Zuvor schrieb er an seinen einzigen Sohn Ewald noch einen rührenden Abschiedsbrief, machte sich die bittersten Vorwürfe und bat, milde über ihn zu urteilen.

Als der Leutnant diese Nachricht erhielt, da war es ihm in der ersten Stunde, als müßte auch er den Verstand verlieren. Was sollte denn nun aus ihm werden? Offizier konnte er nicht bleiben, soviel stand fest. Und wer sollte die Schulden bezahlen, die er durch

allerlei Anschaffungen gemacht und mit dem ihm vom Vater vor vier Wochen versprochenen Extrazuschuß zu begleichen gehofft hatte? Die beiden überaus teuren Rennpferde, von denen eins an der Kollt einging und das andere ein Bein brach, waren noch nicht bezahlt. Woher denn nun das Geld nehmen? Es ließ sich gar nicht ausdenken, was da werden würde. Es durfte behaupten, nie ein Spieler gewesen zu sein und niemals leichtsinnig Schulden gemacht zu haben. Wenn er viel Geld ausgab für Pferde, Sammlungen, wissenschaftliche Werke, große Reisen und so weiter, so fand bisher niemand etwas dabei, denn er besaß vom Vater her die Mittel dazu.

Und nun war die unerschöpflich scheinende Hilfsquelle am einmal versiegt, der reiche Leutnant Brandenfeld besaß weniger als sein ärmster Kamerad. — Ein Mann von so peinlichem Ehrgefühl, wie er es besaß, auf einmal tief in Schulden, o, welch ein unerträglich, vernichtender Gedanke!

In seiner Verzweiflung begab er sich sofort zu seinem Oberst v. Raup, der ihn sehr hoch schätzte und ihm bisher stets wie ein väterlicher Freund begegnet war. Der alte Herr, so ein echter, echter Reiteroffizier, der im letzten Feldzug noch Pulver gerochen und seinem Regiment von der Fährniszeit an Ehre gemacht, pflegte immer nur zu wettern und zu poltern. Man konnte sich sein schnurrbartiges, härbeißiges Gesicht unmöglich jährl und milde denken. Es hätte mit so einem Ausdruck als Statuatur wirken müssen. Aber heute, als Brandenfeld sein Zimmer betrat, schien der alte Eisenreißer wie umgewandelt. Die bis über die Augenwinkel ragenden, steil aufsteigenden Spitzen seines weißen Schnurrbarts zuckten ganz merkwürdig, im ganzen Gesicht zuckte es überhaupt, und die tiefe, mächtige Kommandostimme, die seine Flüstertöne kannte, klang, als sei der alte Herr stark erkältet und könne vor Heiserkeit kaum sprechen.

„Sehen Sie sich, Brandenfeld“, sagte er. „Weiß schon, weiß schon! Lassen wir mal alles Dienstliche beiseite. Jatale Sache! Mein herzlichstes Beileid — hm — hm — jatal, sehr jatal. Tut mir — leid. Aber Kopf hoch, junger Freund! Geht der Dams mal los mit unsern lieben Nachbarn, dann kommen Sie wieder ins Regiment, selbstverständlich. Sagen Sie mal, haben Sie nicht reges Interesse für die Landwirtschaft?“

„Zawohl, Herr Oberst —. Aber — ich müßte einen Beamt ergreifen, in dem ich schnell zu Geld komme, denn ich habe zitta fünfzehntausend Mark Schulden.“

Der Oberst zuckte zusammen. „Das ist viel.“

„Das Wech mit den beiden Kennern, die ich zum Ersten bezahlen wollte —“

„Sagen Sie offen, junger Freund, haben Sie Spielschulden?“

„Nein, Herr Oberst, nur Schulden, um die mein Vater mußte und für mich bezahlen wollte. Ich werde ja, wenn ich alles nur irgend Entbehrliche meiner Habe verkaufe, den größeren Teil davon begleichen können. Immerhin würden einige tausend Mark übrigbleiben.“

„Hm, sehr schade, sehr schade! Aber wenn Sie mit Ihren Gläubigern ein vernünftiges Wort reden, dann werden die Leute sich damit einverstanden erklären, daß Sie ihnen den Rest verzinzen und in Raten zurückzahlen. Das würde Ihnen schon möglich sein als Gutsverwalter oder Inspektor. Ich will versuchen, Ihnen zu einer guten Stelle zu verhelfen. Mein Bruder, der Amtsrat, kann vielleicht selber einen tüchtigen Beamten auf seinen Gütern brauchen. Wollen sehen, wollen sehen.“

Diese aufrichtige Teilnahme seines alten Obersten tat Ewald in seinem Schmerz unendlich wohl. Er hätte den Vorgesetzten umarmen und küssen mögen. Für wenige Minuten lebte wenigstens neues Hoffen in seiner Seele auf. Doch dann packte ihn von neuem dumpfe Schwermut, und vor ihm gähnten schwärzige Gründe voll mächtigen Dunkels.

„Trautchen, mein süßes Lieb“, stöhnte er, als er sich wieder in seiner Wohnung befand. „Nun ist der süße Traum zu Ende! Ach, warum mußte das so schnell kommen. Eben ergrünt und schon verdorrt diese köstliche Saat seligen Hoffens. Weihnachts wollte ich bei dir sein, du trautes Lieb; unter dem strahlenden Christbaum solltest du mein werden für alle Zeit. Vorbei, vorbei! Wir dürfen uns nimmer wiedersehen. Ein armer, verabschiedeter Leutnant, der mühsam das tägliche Brot verdient und nicht weiß, wie er seine Schulden bezahlen soll, der ist deiner nicht würdig.“

Und dann setzte er sich an den Schreibtisch, verfaßte ein laues, trauriges Schreiben, vernichtete es, schrieb es noch einmal und übergab es selber der Post.

Noch am selben Abend begab er sich zu Pankus Jagowann, dem übelberüchtigten aber oft unentbehrlichen Pferdemaßler und Wörtenmann, und schloß einen Vertrag mit ihm ab. Alle seine wertvollen Sachen, Mobiliar, Sammlungen und was er sonst besaß, mußte er spottbillig verkaufen, um das notwendigste Geld zusammenzubringen und seine Ehre zu retten. —

S nicht
Es so
geben
vor z
und s
Auge
Bart
Lamb
braun
und
groß
mächt
hath
auf
lie
gew
der
bleib
sie i
hera
wer
„Ed
die
ohn
abf
von
hieß
„Si
auf
Aug
ließ
Abf
sche
wur
den
suh
ver
den
bei
die
sah
wo
in
in
ma
lie
h
sich
ret
so
far
da
zu
je
de
M
al
sei
sä
de
in
de
zu
a
a
a
e
u
u
st
h
h
je

So heiter, wie an diesem Olobertage, hatte die Sonne lange nicht über den Zinnen des Rottenhagener Schlosses gestrahlt. Es schien, als wolle sie die erstorbene Erde noch einmal zu neuem Leben erwecken, und ihren Menschenkindern alle Sommerwonne vor dem großen Abschiednehmen, von dem Strauch und Busch und Baum redeten, noch einmal vor Augen führen. Mit glänzenden Augen stand Trautchen draußen unter den Baumriesen des Parks und freute sich mit kindlichem Vergnügen ihrer bunten Laubpracht: Goldig und rot in allen Abstufungen, mattgelb, braun und grün glänzte es da oben im heiteren Sonnengefinkel, und die Luft war so rein, so würzig, so belebend. Klar wie ein großer Spiegel lag der See mit seinem dichten Köhricht und den mächtigen Erlen und Weiden um den Uferstrand vor ihr, und sie hatte ihn lange nicht so schön gefunden, wie gerade heute.

Dem es schlug jetzt neun Uhr vom Schloßthurm. Da galt es aufpassen, denn jeden Augenblick mußte der Briefträger, den sie hier erwartete, drüben am Waldestrand auftauchen. Ganz gewiß würde er einen Brief für sie haben, einen Brief von ihm, der ihr einziger Gedanke war. Wie pochte ihr das Herz beim Gedanken daran! Nun kannte Ewald ja ihre Meinung, er mußte sie ja aus ihrem Schreiben, das er vor drei Tagen erhalten hatte, herausgelesen haben. Und wenn er es wirklich aufrichtig meinte, woran doch nicht mehr zu zweifeln sei, dann — — — Da ist der „Schicksalsbote“ mit seiner Ledertasche ja schon. — Wie gut, daß die Eltern so lange zu schlafen pflegten. So konnte sie bequem, ohne daß die es ahnten, alle für sie bestimmten Briefe rechtzeitig abfangen. Daß einer dabei war, sah sie dem Briefträger schon von ferne an. Schon öffnete er die Tasche, zog ihn heraus und hielt ihn hoch. Kaum vermochte sie vor Erregung ein kurzes „Vielen Dank!“ zu stammeln. Und so ein schwerer Brief. —

Ein einsames Plätzen auffuchen, den Umschlag mit der Hutnadel aufreißen und das Schriftstück herausreißen, war das Werk eines Augenblicks. Welch ein Spannung, welch freudiges Erwarten ließ ihren Atem stocken, ließ sie alles um sich herum vergessen. Aber — wie gelähmt sanken die Hände, die den Brief hielten, schon nach einer Minute in den Schoß, das glühende Antlitz wurde totenbleich, ein herzerschütternder Wehlaut entrang sich den fahlen Lippen, Trautchen vermochte vorläufig nicht weiterzulesen: Ewald nicht mehr Offizier, sein Vater tot, er gänzlich verarmt, ohne Stellung, ohne Stand, ein Bettler. — Ach, auch den Bettler würde sie lieben bis zum letzten Hauch, aber jetzt bestand ja kein Schimmer von Hoffnung mehr, daß die Eltern sie obnehin schon zweifelhafte Partie billigen würden. Und das sah der Geliebte ein, darum wollte er niemals wiederkehren, wollte das Andenken an sie als kostbarstes Kleinod tief drinnen in seinem Herzen bergen und sich als ein tapferer, starker Mann in des Schicksals ehernen Willen fügen lernen.

Das war der Inhalt des heißersehnten Briefes. Und Trautchen war es, als müßte ihr armes Herz in Stücke brechen, als könnte sie diesen Tag nicht überleben. Auch der Tränen Bächlein, die sie reichlich stießen, vermochten ihr Leid nicht zu lindern. Sie kam sich völlig vernichtet vor. Und wie sollte sie ihr Weh den Eltern verbergen, den Eltern, allen den Menschen, mit denen sie bisher köhlich gewesen war? Sie wußte es nicht. Sie vermochte überhaupt nichts mehr zu denken. —

Als es dann allmählich stiller geworden war in ihrer Brust, da trieb es sie, tröstende, ermutigende Worte an den Geliebten zu schreiben und ihm von einer Hoffnung zu reden, an die sie selber nicht glaubte. Die Zuversicht sollte er wenigstens haben, daß sie mit ihm fühlte, daß auch ihr sein Andenken das kostbarste Kleinod sein würde. — — —

Weihnachten war in diesem Jahr still vorübergegangen im alten Schloß. Herr v. Rottenhagen kränkelte seit einiger Zeit, seine ebenfalls leidende Gattin litt an übler Laune, und Trautchen kämpfte mit ihrem Liebeskummer. Kein Wunder also, daß auch des Christbaums heller Kerzenglanz keine frohe Festesstimmung in diese Menschenherzen hineinzustrahlen vermochte. Und auch die Wintermonate, während welcher man sonst von Vergnügen zu Vergnügen gehaftet war, verliefen still und ohne Abwechslung. Zum Frühjahr verließ Traute die Eltern auf längere Zeit, um bei Verwandten im Gebirge Erholung und Kräftigung zu suchen. Der Arzt hielt das für gut bei ihrer zarten Gesundheit. Ach, er ahnte die Ursache ihrer bleichen Wangen ebensowenig, wie jeder andere! — — —

Mehr und mehr hatte Herr v. Rottenhagen in letzter Zeit erkannt, daß in seinem Wirtschaftsbetrieb gar manches nicht künnte, daß seine Beamten nicht die Männer waren, denen er unbedingtes Vertrauen schenken durfte. Durch anonyme Anzeigen war er dahintergekommen, daß sein Oberinspektor Frommholz ihn in den letzten Jahren um verschiedene Tausende betrogen hatte. Da gab es denn eine umfangreiche Untersuchung, die mit seines dunklen Ehrenmannes sofortiger Verhaftung endete. Unter

Zusicherung eines unverhältnismäßig hohen Gehalts suchte der Schlossherr durch verschiedene Annoncen unverzüglich einen Nachfolger für den entlarvten Betrüger, einen energischen, jüngeren Herrn, dem er unbedingtes Vertrauen schenken konnte.

Zu der Zeit befand sich Ewald Brandensfelds Oberst gerade bei seinem Bruder, dem Amtsrat v. Staup, auf Erholungsurlaub. Ewald selber tat auf einem der Güter dieses Herrn seit Jahresfrist gegen sehr geringes Entgelt Inspektordienste und wünschte nichts sehnlicher, als endlich eine besser bezahlte Stellung finden zu dürfen, die es ihm ermöglichte, sich seines Gläubigers Winkshagemann zu entledigen. Der Mann stellte nämlich von Monat zu Monat unverkündete Zinsforderungen und ließ ihn seine Buchererkanten recht empfindlich fühlen.

„Wetter nochmal, das wäre etwas für meinen unglückseligen Leutnant!“ rief der Oberst aus, als er die fettgedruckte Annonce in der landwirtschaftlichen Zeitung las. „Sag' mal, kannst du Brandensfeld mit gutem Gewissen empfehlen.“

„Ich habe noch keinen zuverlässigern, energischeren und fleißigeren Inspektor kennen gelernt“, sagte der Amtsrat darauf. „Was ihm an Erfahrungen fehlt, wird durch den guten Willen und seine sonstigen Eigenschaften einigermaßen ausgeglichen. Ich denke, er könnte den Posten versehen. Ich will an Rottenhagen schreiben und Brandensfeld aufs wärmste empfehlen. Eile tut not, denn so ein Posten wird viel umworben sein. Warte nur, gleich soll es sein. Ich bitte um telegraphische Rückantwort.“

Mit sechs anderen Schreiben zugleich traf am Abend des nächsten Tages des Amtsrats Brief im Rottenhagenschen Schloß ein und wurde als erster geöffnet. Der Edelmann kannte jenen hochverdienten alten Landwirt recht wohl und legte auf dessen Meinung besonderen Wert. So war es denn nur natürlich, daß er sich nicht lange besann und das Schreiben mit zusageendem Bescheid sofort telegraphisch beantwortete. Ein ehemaliger Offizier dünkte ihm auch die geeignete Persönlichkeit, in der Lotterwirtschaft, die mehr und mehr eingerissen war, Ordnung zu schaffen. Den Namen des Mannes vermochte er allerdings nicht zu entziffern bei der unleserlichen Handschrift. Schwarzenfeld oder Sommerfeld, oder wie? Nun, einerlei. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Wir hatten gebauet ein stattliches Haus.

Novelle von Max Treu. (Nachdruck verboten.)

Alte Aufzeichnungen und Briefe erzählen die Geschichte, und was ich aus ihnen schöpfte, gebe ich im folgenden wieder: ein schlichtes Blatt der Erinnerung an einen hochsinnigen deutschen Fürsten und edle, schwärmerische deutsche Jünglinge, in deren Brust Irrtümer und Ideale in schweren Kämpfen miteinander rangen.

Abends waren wir in Weimar im Theater. Wie hätten die Jenaer Burschen in Schillers „Räuber“ fehlen dürfen dem herrlichen Stück mit dem wichtigen Motto „In tyrannos?“ In der Hofloge saß der alte Großherzog und schaute mit freundlichem Lächeln auf unsere stürmische Jugend herab; er fehlt in keiner „Räuber“-Vorstellung, und er singt wacker mit, wenn wir singen — zum großen Ärger des alten Olympiers Goethe, sagt man. Auch heute abend. „Ein freies Leben führen wir“, war von der Bühne verklungen, unser Senior erhob sich, schlug mit dem blanken Schläger dreimal laut hallend gegen die Holzwand einer Loge und rief: „Silentium! Das Spiel schweigt! Der cantus academicus steigt!“ Und nun sangen wir aus etwa fünfzig frischen, jugendlichen Reihen das „Gaudecamus“. Als wir zu der Strophe kamen:

„Vivat nostra civitas

Et qui illam regit“ —

salutierte der Senior mit dem Schläger den Großherzog, wir alle schwenkten unsere Mützen, und das liebe, freundliche Antlitz des alten Herrn nickte uns heiter lächelnd zu. Als das Lied zu Ende war, kommandierte der Senior wieder: „Silentium! Cantus ex! Spiel kann weitergehen!“ Und nun tamen Karl Moor und seine „Libertiner“ wieder zu ihrem Rechte.

In der Pause zwischen dem vierten und fünften Akte sahen wir, daß dem Großherzog ein Schriftstück überreicht wurde, das er mit offenbaren Zeichen der Bestürzung las. Dann flog ein seltsamer, eigentümlicher Blick, den ich nie vergessen werde, zu uns hinunter.

Gleich darauf ging ein Geräusch und Gespläster durch unsere Reihen: „Der Bursch stael Ludwig Sand hat in Mannheim den Staatsrat Kokebue ermordet!“

An diesem Abend konnten die „Räuber“ nicht zu Ende gespielt werden. — — —

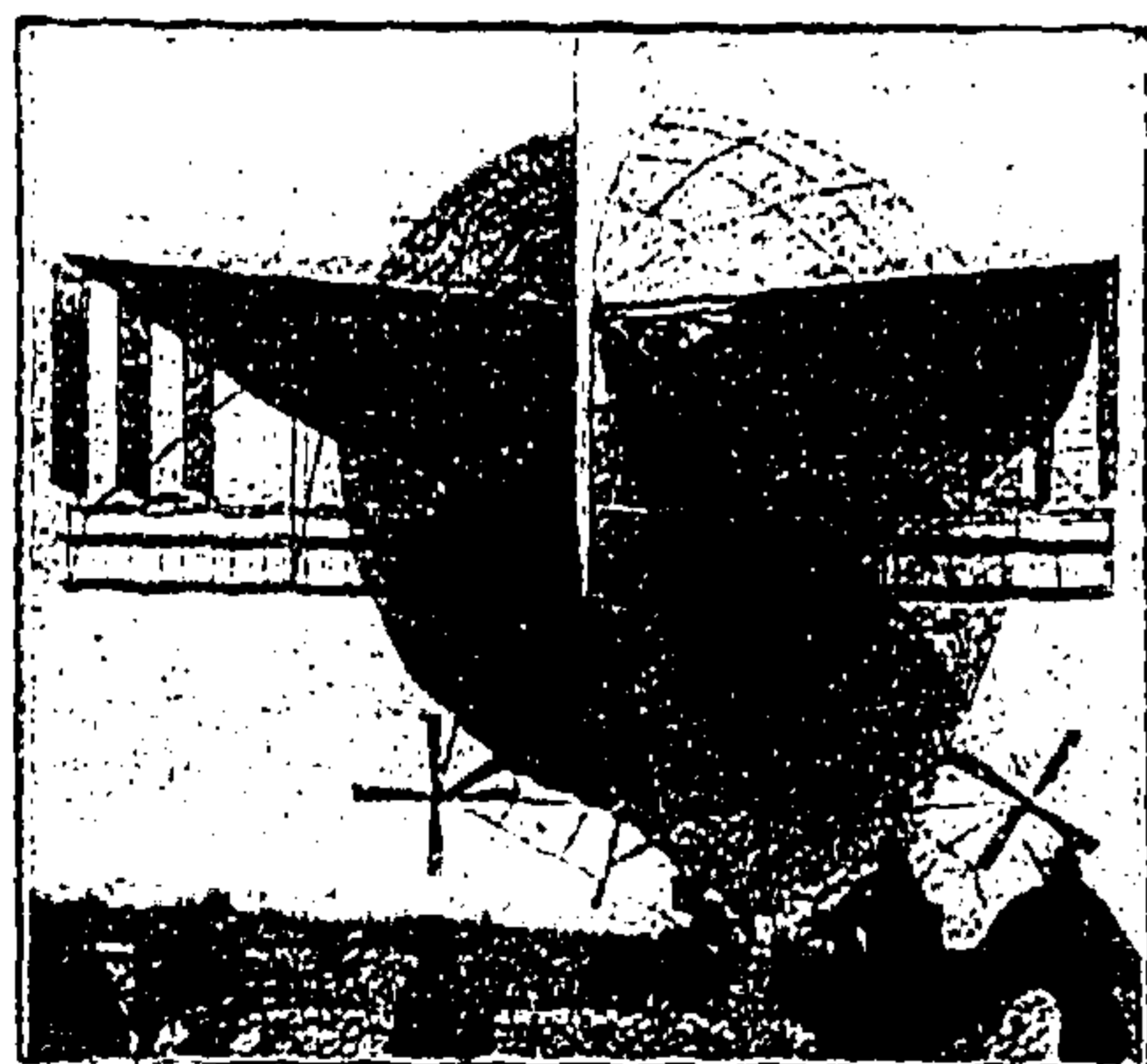
Der Unselige! Eine weiche, fast mädchenhafte Natur, aber mit der zähen, schweigenden, düsteren Energie eines Fanatikere ein hastiges, niemals still abwägendes Temperament verbindend,

so kenne ich ihn. Er war mein Freund, denn er hatte schöne, menschliche Seiten, und als er von uns scheid, sprach er mir von einer großen Tat, die seiner harzte. Was es war, sagte er nicht, und bei seiner Verschlossenheit über das, was ihn im tiefsten Innern bewegte, wäre jede Frage vergeblich gewesen. Ich hatte kein Arg, als er unter leidenschaftlichen Umarmungen von mir Abschied nahm, glaubte nur an Gutes und Schönes, das er vor habe, und schrieb ihm noch nach Frankfurt: „Du' Deine große Tat und zeige Dich eines teutschen Burschen und seiner heiligen Grundsätze würdig.“ — Und nun das!

Wohl ist es wahr, wir alle hatten Kokebue gehaßt mit der vollen Kraft des Hasses gegen alles Niedrige und Gemeine, zu der wir uns durch feierliches Gelöbniß verpflichtet haben. Und der „Beel und Kokebue“ galt uns als die Summe alles Schlechten.

Über zum Mörder werden darüber — nein, nein, nein!

Durch Menehemord ist noch nie etwas Großes geschehen, und wir haben es unserem vergötterten Schiller nie verziehen, daß er seinen Freiheitshelden Tell zum Menehemörder werden läßt: alle Sophismen der Baricida-Szene helfen uns nicht darüber weg, daß das sittliche Empfinden unseres geliebten Dichters diesmal von der Energie des Dramatikers zu Grab getragen worden ist.



Näheransicht eines deutschen Zeppelin-Luftschiffes. (Mit Text.)

unterbrochen worden. Mehrere Herren traten in mein Zimmer; der eine von ihnen hatte ein dickes Aktenstück in Händen. Man fragte mich nach meinem Namen. Dann weiter: „Sie haben Karl Ludwig Sand gekannt?“

„Jawohl!“

„Sie waren doch sein Freund?“

„Jawohl!“

„Sie haben ihm einen Brief nach Frankfurt geschrieben, worin es heißt: „Du' Deine große Tat und zeige Dich eines teutschen Burschen und seiner heiligen Grundsätze würdig?““

„Jawohl!“

„Können Sie nichts dieses Briefes leugnen, daß Sie Sand zu seiner Tat angestiftet oder ihn dazu aufgefordert, ihm moralische Unterstützung geliehen haben?“

„Allerdings!“

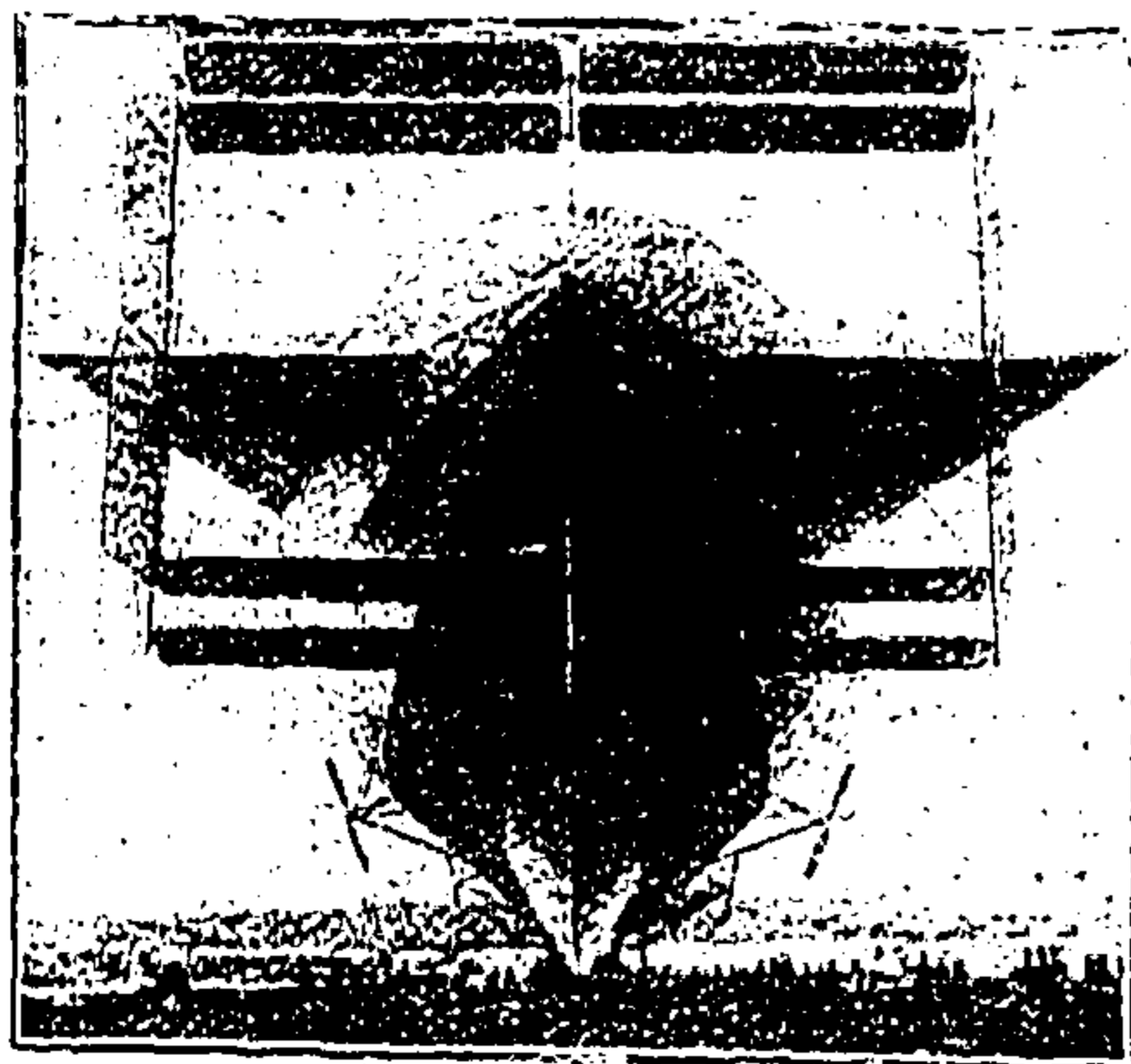
Der andere suchte die Absicht und schaute seine Begleiter mit einem bedenklichen Blicke an, der mir sagen zu wollen schien:



Die plombierte Linde in Hohen-Anhndorf, Provinz Sachsen. (Mit Text.)

Ich weiß es wohl, und es ist nirgends ein Geheimnis: es sind so manche unter uns, die Sands Tat verteidigen, das sind die „Unbedingten“, bei deren Voten mir jedesmal das kalte Wort des Abbés Sieyes einfällt, mit dem er über den Tod Ludwigs XVI. abstimmte: „La mort sans phrase“ — — ja „sans phrase“, auch er ein Wirtkopf wie der arme Sand, nur ohne den stillen Fanatismus des letztern.

Als ich bis hierhin geschrieben hatte, bin ich



Näheransicht des neuen „französischen Zeppelins“ (Espich-Ballon). (Mit Text.)

Das wissen wir alles viel besser! Mußt du uns für dumm halten! — Ehe ich mich vor Überraschung fassen konnte, waren mir Hand-

fesseln angelegt. Ich war gefangen, hochverrätherischer Umtriebe und der Beihilfe zu Sands Tat angeklagt.

Man führte mich in den Kerker.

In grausamer Länge schlichen die Stunden hin. Der Schließer kam und brachte mir Wasser und Brot.

„Wer war denn das,“ fragte ich, „der mich verhaftet und herhergeführt hat?“

„Ein Untersuchungsrichter, den der Deutsche Bundestag mit der Untersuchung der Sache beauftragt hat!“

Also ein Metternichsche Werk! mußte ich denken.

Wir wußten es schon lange: dem Staatskanzler graute vor der gährenden Jugend und vor den Karben Schwarzrotgold. Die Gelegenheit wird ihm günstig scheinen, gegen die verhaßte Burschenschaft und gegen ihren Beschützer, unseren guten Großherzog, den „Altburschen“, wie er ihn spöttlich nennt, den lange beabsichtigten Schlag zu führen.

Es war Nacht. Vom Turme der Johannisikirche dröhnten elf Schläge. Werde ich dich jemals wiedersehen, du ehrwürdiges, altes Gotteshaus?

Da höre ich draußen vor meiner Tür einen halblauten Ruf: „Philister über dir, Simon!“

Mehrere Schritte schallen, ein kurzes, heftiges Hin- und Herreißen, als ob der Widerstand eines Mannes überwältigt wird, dann wird die Tür aufgeschlossen, das schwere Schloß knirscht, zwei, drei kräftige Hände fassen mich, im Nu, ehe ich fragen, ein Wort sagen kann, werde ich in rasender Eile vorwärts gerissen, hinaus ins Freie, wo ein Wagen wartet.

Da hinein packt man mich, die anderen steigen mit ein und jetzt geht die Fahrt, durch die Stadt, über die Ransdorfer Brücke: ich sehe den Spiegel der Saale tief unter mir — „Wohin?“ frage ich, als ich endlich die Sprache wiederfinde.

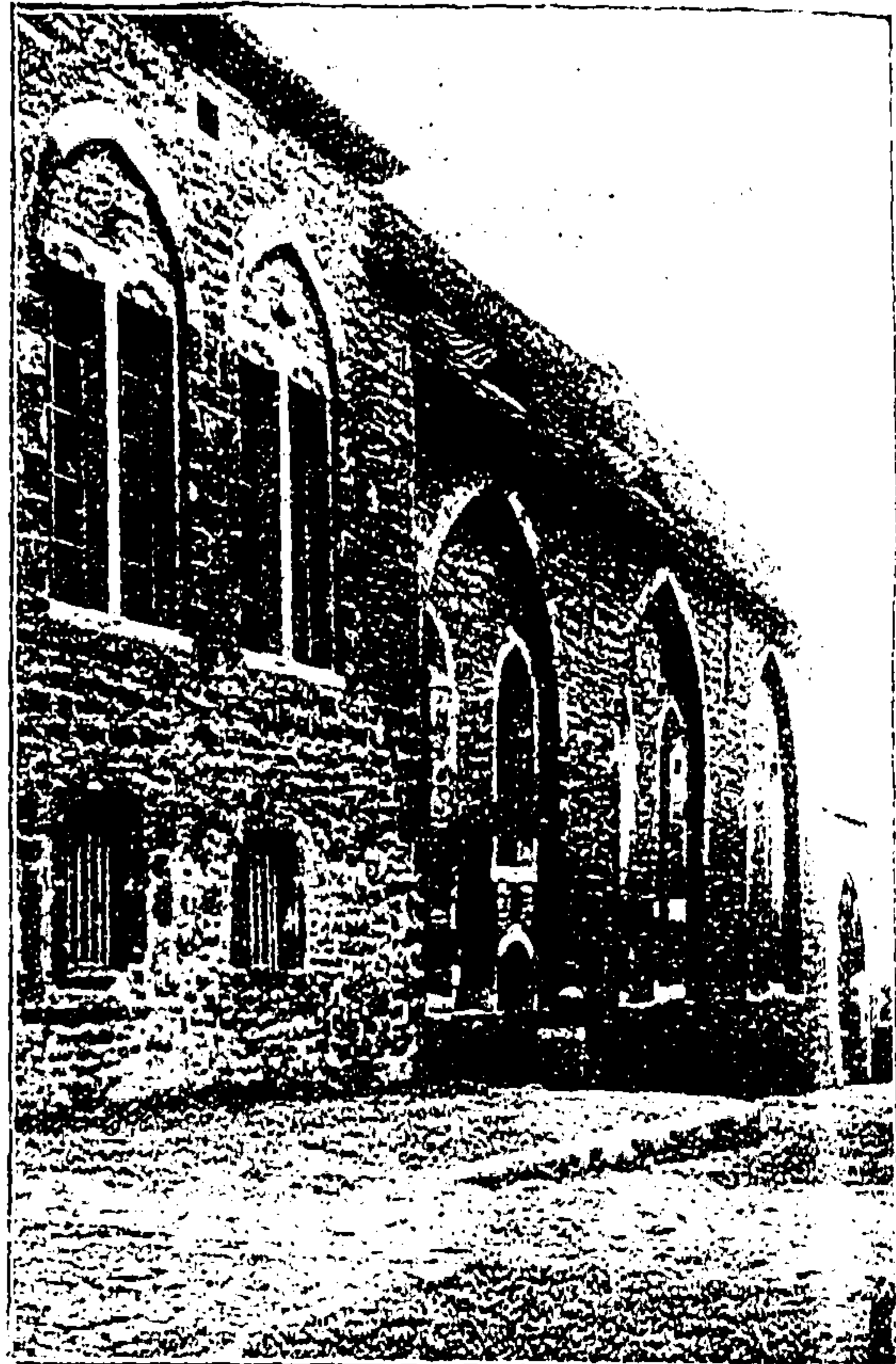
„In die Freiheit!“ lachen die anderen.

Jetzt hält der Wagen. Richtig, wie ich dachte: vor dem Geleitshaus. Es geht die bekannte Treppe hinauf, und gleich darauf stehe ich inmitten der Freunde.

Sie sind vollzählig, keiner fehlt. Ein brausendes Hoch empfängt beim Eintritt mich und meinen Begleiter. „Gelungen!“ schallt der Jubelruf und alle drängen sich an mich, um mich zu umarmen.

Jetzt aber gewinnt der kühle und überlegende Verstand bei mir die Oberhand.

„Was ist gelungen?“ frage ich.



Das Heimatmuseum in Merseburg. (Mit Text.)

„Deine Befreiung! Noch heute nacht fährst du über die Grenze!“
 „Und ihr?“
 „Wir bleiben! Wir wollen leben, wer sich an uns wagt!“



Eine neue Straßenreinigungsmaschine mit Automobilbetrieb.

Und zahlreiche Schläger fahren drohend in die Luft.
 „Das geht nicht!“ rufe ich in den Lärm hinein.
 „Du verwechselst das Tempus!“ lacht einer. „Es ist gegangen! So ist es richtig!“
 Aber ich kann in den Scherz nicht einstimmen. Mir schlägt das Herz zum Zerspringen.
 „Der Schlag wird auf euch zurückfallen!“ sage ich warnend.
 „Seht ihr denn nicht, daß ihr alle mit meiner gewaltigen Befreiung den Schein der Mitschuld an Sands Tat auf euch ladet, und daß ihr damit selbst ein schweres Verbrechen begangen habt, das euch nicht verziehen werden kann?“

„Wir haben eine Deputation an den Großherzog geschickt!“
 „Und ihr seid keiner Entscheidung zuvorgekommen? Habt mit Gewalt genommen, wozu ihr kein Recht hattet?“
 „Hatten sie ein Recht, dich einzuferkeln?“
 „Das Unrecht eines andern entschuldigt nicht euer eigenes Unrecht!“
 „Glaubst du, daß wir uns vom Bundestag und von der Staatskanzlei in Wien Befehle schicken lassen wollen? Der Großherzog ist unser Herr, und wir dulden keine fremde Gewalt, eher schlagen wir selbst drein“ . . .



Dorfgeschichten. Gemälde von Rudolf Eichstaedt. (Mit Text.)

Immer stürmischer klangen die Gegenreden.
 „Burschen!“ rief ich. „Ihr sprecht von Gewalt! Gewalt von eurer Seite? Wegen die Staatsgewalt? Ihr seid im Irrtum: Ziegenhainer Stöcke und Lichtenhainer Bier haben immer nur eine sehr unbedeutende Rolle in der Weltgeschichte gespielt! Was wird die Folge eures heutigen Tuns sein? An Stelle des einen Verhafteten werden morgen ein Dutzend und mehr eingekerkert sitzen!“

„Der Großherzog wird uns verzeihen! Unsere Deputation wird zu reden wissen!“
 „Das kann er nicht verzeihen! Das nicht! Dem das muß, muß, sage ich, ihm beweisen, daß die deutsche Burschenschaft zu allem fähig ist! Zu allem, hört mich, Burschen! Zu allem! Selbst zu Sands Tat! Ist das der Dank, den wir dem alten Herrn dafür schulden, daß er sich unschuldig seit Jahr und Tag von Wien aus hat Nadelstiche und allerlei Bosheiten verzeihen lassen? Ich denke, ein deutscher Bursche soll seinen Dank anders aussprechen als durch Anwendung physischer Gewalt gegen eine Staatsmacht, die in einem Fürsten, wie er gütiger und wohlwollender nicht sein kann, ihr Oberhaupt hat! Laßt uns darum tragen, was getragen werden muß!“

„Muß es getragen werden?“ ruft eine scharfe Stimme. „Nur ein Feigling trägt Unwürdiges!“
 „Darüber wird sich streiten lassen!“ entgegnete ich.
 „Es gibt keine Debatte mehr!“ sagt ein anderer. „Die Tat ist geschehen! Du mußt fort: der Wagen wartet!“

„So laßt ihn warten! Ich bleibe! Oder vielmehr, ich gehe dahin zurück, woher ihr mich geholt habt!“

Ein großer Tumult entstand. Nur mit Mühe konnte ich mir Gehör verschaffen.

„Burschen!“ rief ich in den Lärm. „Ich will meine Freiheit nicht mit dem Untergang der geliebten Burschenschaft bezahlen! Der aber müßte die Folge sein, wenn ich fliehe! Denn dann könnte euch auch der Großherzog nicht mehr schützen, wie er es



Louis Perrier, schweizerischer Bundesrat. (Mit Text.)

bisher getan hat! Er dürfte es nicht, sage ich, denn er kann im Interesse der Existenz seines Staatswesens keine Vereinigung in seinem Staate dulden, die Gewalt gegen diesen Staat und seine Organe anwendet! Und was wird dann aus unseren Idealen? Was aus allem Guten und Schönen, das zu erreichen wir geschworen haben? Laßt mich gehen! Meine Flucht wäre ein Eingeständnis meiner Schuld, und ich bin frei davon! Hat mich die Staatsgewalt eingekerkert, so soll sie mich selbst wieder freilassen, und dann, Burschen, wollen wir beraten, was weiter zu tun ist!"

Mehrere umarmten mich. „Du hast recht! Wir dürfen keinen bösen Schein auf uns laden“, sagten sie und drückten mir die Hand. Andere aber wollten mich nicht aus der Tür lassen.

„Du rennst in dein Verderben!“

„Es wäre euer aller Verderben, wenn ich fliehe! Und wohin soll ich? Ich bin ein armer Studiosus und habe keine Schätze, die mir weiterhelfen könnten . . .“

Merkwürdig! Das Materielle ist doch die schwerste Macht — dieses Argument schlug durch.

In der frühen Morgenstunde dieses Tages zog ein seltsamer Zug durch Jenas Gassen: die gesamte Burschenschaft, an der Spitze ich, mit schweren Ketten belastet; die Burschen hatten sie mir angehängt und ich hatte ihnen nicht wehren können und nicht wehren wollen. Vor das Gasthaus zum Bären zogen wir, wo der Untersuchungsrichter wohnte. Ich trat in sein Zimmer, das ich mir zeigen ließ. Er war schon aufgestanden, denn meine Flucht war ihm natürlich gemeldet worden.

„Hier bin ich wieder!“ sagte ich zu dem Erstaunten. „Denn ich wollte Sie des Vergnügens nicht berauben, mich selbst wieder auf freien Fuß setzen zu müssen!“

Ein böser Blick traf mich.

„Sie irren sich!“ entgegnete er. „Wer einem Mörder Beihilfe leistet, ist dem Mörder gleich zu bestrafen — Sie werden mit Sand zusammen das Schafott besteigen!“

Mehr konnte er nicht sagen, denn von der Straße her erhob sich ein ohrenbetäubender Lärm: eine Katzenmusik hatte sich die Burschenschaft zur Feier des Tages doch nicht nehmen lassen . . .

Und dieses Attentat gegen die Staatsgewalt verursachte mir keine Gewissensbedenken.

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet!“

Die tiefe, beseligende Wahrheit dieses Dichtervortes habe ich in jener Stunde an mir selbst erfahren, da sich die Tür des Kerkers aufs neue hinter mir schloß. Nie war ich innerlich freier, ruhiger, selbstgewisser als damals. Nein, nicht wie ein Flüchtling, sondern wie ein Triumphtor wollte ich den Kerker verlassen, nicht scheuen Schrittes und bei Nacht, sondern fest und sicher auftretend im hellen Schein des Tagesgestirns.

Ja, und diese Stunde kam, und hell schien die Sonne, aber ein tiefer Schatten zog doch darüber.

Fünf Tage saß ich im Kerker, da wurde die Tür aufgeschlossen: vor mir stand der Großherzog, hinter ihm der Untersuchungsrichter und dessen Schreiber, sowie einige Herren von der Begleitung des Fürsten. — Ich war völlig sprachlos.

„Ich habe Gutes von Ihnen gehört!“ sagte der Großherzog und seine Stimme klang mild und gütig, während seine klaren Augen voller Wohlwollen auf mir ruhten. „Sie haben meine Burschen vor einem dummen Streich bewahrt, den sie mir teuer hätten bezahlen müssen! Freut mich, freut mich sehr! Haben Sie denn wirklich etwas mit der verheulenen Affäre des Sand zu tun?“

„Nicht das geringste, Hoheit!“

„Ja, ja, glaube das gern! Aber es ist ein verdammt Brief da, der gegen Sie zengt!“

„In diesem Briefe steht kein Wort von einem Mordplan! Einen solchen hat Sand keinem Menschen anvertraut, — dazu war er viel zu verschlossen!“

„Aber Sie waren sein Freund?“

„Er war mir lieb, Hoheit, ja!“

„Freut mich, freut mich, daß Sie das so offen sagen! Wenn Sie schuldig wären, würden Sie es nicht sagen! Was für eine große Tat, die Sand tun soll, meinen Sie denn in diesem vermaledeiten Briefe?“

„Gar keine bestimmte, Hoheit: denn ich wußte von keiner! Wußte so wenig, wie irgendeiner von uns!“

„Glaube es, glaube es! Wer freiwillig in den Kerker zurückkommt, obwohl ihm das Henkerbeil droht, der hat ein gutes Gewissen . . .“

„Man hat Exempel, Hoheit,“ fiel da der Untersuchungsrichter ein, „daß gewiegte Verbrecher sich selbst stellten und damit den Schein ihrer Unschuld erwecken wollten . . .“

Das klare Auge des Großherzogs blickte den Sprecher an. „Gewiegte Verbrecher, jawohl, mag sein! Aber der hier ist keiner!“

„Wenn ich die untertänigste Bemerkung mir zu erlauben submissivst wagen dürfte, Hoheit: in den Akten ist keine Schuld nachgewiesen!“

„Ach was, Akten! Bleiben Sie mir mit Ihren Akten vom Leibe! Ich suche einen Schuldigen oder Unschuldigen, keine Akten! Auf geduldigem Papier läßt sich viel schreiben, und je nachdem man es vorliest, gibt's einen anderen Sinn! Ich bin ein alter Mann und habe viele Menschen gekannt, gute und schlecht, und der hier ist kein schlechter!“

Und damit reichte mir der gütige Fürst die Hand.

„Aber die Burschenschaft, Hoheit!“ wandte der Untersuchungsrichter ein.

Jetzt klang ein tiefer Groll aus der Stimme des Großherzogs und er redete den Untersuchungsrichter mit „Er“ an, was stets ein Zeichen seiner üblen Laune ist.

„Verlästere Er mir meine Burschen nicht!“ sagte er. „Die mögen viele Raupen im Kopf haben, wie wir alle zwischen sechzehn und fünfundzwanzig Jahren — aber eine Mordbande ist das nicht! Ich kenne sie! Ihr habt mich ja genügend von Wien aus gezwungen, mich mit ihnen zu beschäftigen — und ich kann Ihnen sagen, diese Beschäftigung war für mich immer eine erfreuliche! Und wenn ihr mir jetzt mit dem Verbot der Burschenschaft von Bundes wegen kommen wollt — gut, so sollen sie auseinandergehen, damit Ruhe wird und eure Schikanen aufhören; aber Mörder sind sie deshalb doch nicht gewesen! Und der hier ganz besonders nicht! Ich glaube ihm, daß der Brief ohne jede Bedeutung ist! Aus jedem Briefe kann man herauslesen, was man will, und wenn ich alles verantworten sollte, was ich an vertraute Freunde geschrieben habe — na, da reichten die paar Jahre meines Lebens, die ich noch habe, zu meiner Rechtfertigung nicht aus! Also schließe Er seine Akten — der Vogel ist frei und kann fliegen!“

Ich stürzte zu Füßen des gütigen Fürsten.

„Hoheit!“

„Schon gut, schon gut, mein junger Freund! Ihr Verhalten hat mir gefallen! Wer dem Gesetz so herzlich ins Auge schaut wie Sie, der hat kein böses Gewissen! Da verlasse ich mich lieber auf meine hellen Augen und auf meinen gesunden Verstand, als auf alle Akten . . .“

„Galten zu Gnaden, Hoheit,“ wandte der Untersuchungsrichter ein, „wenn ich die untertänigste Bemerkung mir zu erlauben submissivst wagen dürfte — die Freilassung eines solchen mit schwerem Verdacht Belasteten dürfte in Wien bei Seiner Majestät dem Kaiser, und Seiner Durchlaucht dem Fürsten-Staatskanzler, meinen allergnädigsten Auftraggebern, die mich zur strengsten Verfolgung dieser dunklen Sache angehalten haben, doch wohl einiges Befremden erregen . . .“

Da wandte sich der Großherzog scharf um, ein bestiger Blick fuhr aus seinen Augen.

„Befremden? Was, Befremden? Hier bin ich Herr im Lande, und das sind meine Burschen, und hier lasse ich mir nicht dreinreden! Versteht Er? Ich heiße Karl August, und Seiner Majestätlichen Majestät kann Er sagen, daß ich allen schuldigen Respekt vor ihr hätte, aber der Fürst-Staatskanzler soll mich . . . na, lese Er die Antwort nur selber nach, sie steht in dem Schauspiel „Götter von Verlichingen“ meines Rats Goethe, da kann Er sie finden, wortgetreu! Suche Er nur! Und ich sage ihm, der Goethe ist immer ein verdammter Kerl gewesen, und was der geschrieben hat, das hat Hand und Fuß! Und Dummheiten hat er seinen Weg nicht sagen lassen — darum lese Er die Antwort und vermeldet Er sie submissivst nach Wien! So, jetzt sind wir fertig, und für alle Quälereien, die ihr mir um meiner Burschen willen habt angedeihen lassen, habe ich euch jetzt dankend quittiert!“

Hoch auf atmete der zornige alte Herr und dann ging er und winkte mir, ihm zu folgen.

Draußen vor dem Tore des Hauses stand die gesamte Burschenschaft und das gesamte Philisterium, Männer, Weiber und Kinder. Ich glaube, kein einziger, der an jenem Tage nicht gerade krank war oder sonst nicht von Hause abkommen konnte, hat da gefehlt.

Brausende Hochrufe durchzitterten die Luft, als der Großherzog ins Freie trat, ich an seiner Seite. Mitten unter die Menge trat er, die ihm ehrerbietig Platz machte. Dann küßte er grüßend den Hut und versuchte zu sprechen.

„Silentium!“ donnerte eine Stimme. „Hoheit will reden!“

Der Großherzog nickte lächelnd.

„Burschen!“ sprach er dann und weithin klang seine Stimme. „Ich, der Altbursche, wie sie mich nennen, all die klugen Leute, welche die Jugend nicht verstehen und welche nicht verstehen, wie einer mit sechzig Jahren sich noch ein jugendliches Herz bewahrt haben kann — ich bringe selbst ihn euch wieder, den man euch genommen hat! Ich habe Vertrauen zu euch! Ihr seid keine Mörder und Hochverräter! Viel eher würde ich glauben, daß ihr dumme Jungen seid!“

Eine stürmische Begeisterung brach los, alles umdrängte den Sprecher, der nach einer kurzen Pause laut fortfuhr: „Aber meine Jungen seid ihr auch nicht! Sondern ihr seid einsichtsvolle Menschen und werdet selbst erkennen, daß bei dem Haß, der gegen euch brandet und euch vernichten will, es das Beste ist, wenn ihr die Burschenschaft so lange auflöst, bis wieder Ruhe geworden ist! Das ist immer so, daß Unschuldige für die Tat des Schuldigen mitbüßen müssen, und ihr müßt für Sand die Suppe ausessen! Darum habe ich befohlen, daß ihr vorerst auseinandergeht — es ist in eurem Interesse, denn ich allein kann euch nicht schützen! Mein Oeder ist euch eröffnet worden — handelt danach! Keinem von euch soll in meinem Lande ein Haar gekrümmt werden — ich weiß, daß ihr mir keine Unehre machen werdet! Lernt warten! Das ist das große Geheimnis alles Werdens, das die Jugend nie verstehen will! Lernt warten! Noch ist eure Zeit nicht da! Aber sie wird kommen! Und wenn dereinst ich oder meine Söhne und Enkel euch oder eure Söhne und Enkel wieder als freie deutsche Burschen rufen werden, dann seid zur Stelle, wie heute, und legt dem deutschen Mann, um den ihr dann jubelnd in Jena stehen werdet, wie heute um mich, euer treues deutsches Herz zu Füßen, daß er sich ebenso an deutscher Treue erfreue, wie ich mich an der euren! Der Tag wird kommen, Burschen, wo man euch wieder ruft, wo ihr stehen werdet alle für einen, einer für alle! Seid dieses Tages gewärtig und haltet eure Herzen rein! Denn nur den reinen Herzen gehört die Zukunft! Möge sie groß und licht sein! Bis dahin — Gott schütze euch, meine Burschen!“

Hoch aufgerichtet stand der alte Herr inmitten der Burschenschaft: wie ein begeisteter Prophet des Alten Testaments, der seinen Zuhörern von dem kommenden herrlichen Reiche spricht, erschienen er mir. Brausender Beifall umdunnerte ihn und wollte ihn Ende nehmen.

Endlich drang die Stimme unseres Seniors durch den Lärm: „Stille! für den neuen Status, den der Bursch v. Bünzer uns gedichtet hat!“

Großes Schweigen entstand. Kleine beschriebene Blättchen schickten von Hand zu Hand; auch der Großherzog nahm dankend eins entgegen. Dann intonierte eine frische Stimme und nun sang der ganze Chor entblößten Hauptes das wehmütige Lied:

„Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus
Und drin auf Gott vertrauet
Trot Wetter, Sturm und Graus.“ . . .

Und als die letzte Strophe kam:

„Das Band ist zerschnitten,
War schwarz, rot und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt . . .“

Da ging ein lautes Schluchzen durch die Menge, und selbst tief ergriffen reichte der Großherzog den neben ihm Stehenden die Hand.

Es war eine jener heiligen Wehestunden, deren Erinnerung uns unverloßt durch das ganze Leben begleitet.

Dann ging der Großherzog. Mich aber führte die gesamte Burschenschaft, der zahllose Philister folgten, hinüber zum Geleitshaus, und war wahr geworden, was ich geahnt: nicht wie im Mächtling lehrte ich zur alten, trauten Stätte zurück, sondern wie ein Triumphator, geleitet von treuem Gefolge.

Hier enden diese Aufzeichnungen. Von fremder Hand sehen am Schlusse des Manuskripts noch ein paar Worte: „Der teutsche Mann, von dem der Großherzog einst sprach, ist gekommen, und nach teutscher Treue hat er gesucht. Er hat sie gefunden. Wie einst der alte Großherzog, so nahm heute der greise Altreichskanzler das Gedeihnis deutscher Treue von Studentenschaft und Einwohnerchaft entgegen. Vivat, crescat, floreat urbs et academia!“

Ursache einer blutigen Fehde.

Eine alte badische Chronik berichtet folgendermaßen: Der Ritter von Sibingen schickte zu seinem Nachbar, dem Ritter von Wehrhausen, einen Boten und ließ ihm sagen: „Schicken Sie mir ein blaues Schwein mit einem schwarzen Schwanz, oder —“.

Der Wehrhauser läßt erwidern: „Ich habe keins, und wenn ich eins hätte, dann —“.

Darüber kam es zwischen beiden zu einer blutigen Fehde, durch welche die Acker und Gehöfte um ihre Burgen verwüstet und viele Menschen getötet wurden. — Endlich legte sich der deutsche Kaiser ins Mittel und schickte einen Gesandten auf den Kampfplatz, um den Streit zu schlichten. — Der Gesandte lud die Parteien vor und fragte zunächst den Sibinger:

„Was meintet Ihr damit, als Ihr dem Wehrhauser sagen ließet: Schicken Sie mir ein blaues Schwein mit einem schwarzen Schwanz, oder —“.

„Ich meinte nur, es käme auf das Aussehen des Schweines nicht an. Das ‚oder‘ sollte eben bedeuten: Oder irgendein anderes!“

Darauf der Gesandte zu dem Wehrhauser:

„Und warum antwortet Ihr so grob: Ich habe keins, und wenn ich eins hätte, dann —“

„Grob —? Ich wollte mit dem ‚dann‘ nur sagen: Dann würde ich es gerne schicken! — Aber ich besaß eben damals leider kein einziges Schwein!“

So wurde dieses gegenseitige Mißverständnis aufgeklärt, das nach der Chronik nicht weniger als 120 Menschen das Leben kostete. W. N.

Hogarth malt einen Geist.

Der berühmte Maler Hogarth, ein vertrauter Freund Fieldings, konnte sich nicht darüber trösten, daß er diesen Freund nicht gemalt hatte, ehe er starb.

Als er eines Tages mit Verfertigung eines Gemäldes beschäftigt war, hörte er in seiner Seele eine Stimme, die, als käme sie aus einem Grabe, ihm zurief: „Hogarth komm und male mich!“

Hogarth, dem diese Stimme wohl auffiel, der aber nichts vom Wiederkehren der Toten glaubte, wollte in seiner begonnenen Arbeit schon fortfahren, als sich dieselbe Stimme aber noch einmal hören ließ, öffnete er die Saaltür und weicht vor Schrecken zurück, da er wirklich seinen verstorbenen Freund Fielding zu erblicken glaubt, der zu ihm sagt:

„Fürchte nichts, mein Freund, eile aber, meine Züge abzunehmen, denn ich kann mich dir nur eine Viertelstunde dazu widmen.“

Hogarth zeichnete ihn und die Erscheinung verschwindet. Der Maler wagte es nicht, von dieser Begebenheit zu sprechen, weil er befürchtete, daß man ihn anlachen möchte. Die Zeichnung aber, als sie ausgestellt wurde, ward als vollkommen ähnlich befunden.

Umsonst würde man den Knoten dieses Vorfalles aufzulösen suchen. Der Geist war kein anderer als der berühmte Schauspieler und Mimiker Garrick, der die Figur und die Stimme Fieldings täuschend ähnlich angenommen hatte, um seinen Freund Hogarth zu bewegen, dessen Bild zu entwerfen. T.

Fürs Haus

Aparte modisfarbige Bluse mit Schößchen.



Der vornehmen Bluse von eigenartigem Schnitt ist eins der so modernen, allerdings nur für wenige Figuren verwendbaren Schößchen ange schnitten. Aus modisfarbiger Duchesseide gefertigt, zeigt dies Modell einen sehr aparten Koller, der sich durch Paßvel von der eigentlichen Bluse abgrenzt. Ebenso markiert sich die Stelle, wo der lange, enge Ärmel eingeseßt ist. Da der Ärmel besonders eng, wurde er bis fast zum Ellbogen zum Verschluß eingerichtet und bis dahin mit kleinen, schwarzen Fetzstücken besetzt, die auch im sonst glatten Mädeln am Verschluß angebracht sind. Große schwarze Fetzknöpfe finden sich als Schmuck des Kollers vor, und eine schwarze Füllkräse legt sich um den hohen Stehragen. Erforderlicher Stoff: 3,50 m Duchesseide, 1 m weißes Batistfutter 100 cm breit.

Unsere Bilder

Das Bismarckdenkmal in Graudenz. Auf dem Getreidemarkte in Graudenz wurde kürzlich zu Ehren Bismarcks ein Denkmal enthüllt. Dasselbe ist ein Werk des bekannten Prof. Heinrich Günther-Gera und stellt die Figur der Walküre mit dem Relief des eisernen Kanzlers dar.

Eine plombierte Linde. In Hohen-Anhnsdorf in der Provinz Sachsen ist vor einiger Zeit eine uralte Linde, der Stolz des Dorfes, plombiert worden. Ihr Stamm hat einen Umfang von neun Metern und war innen vollständig hohl, so daß man fürchten mußte, der Baum werde bei einem Unwetter vernichtet werden. Man entschloß sich daher, ihn zu „plombieren“. Zu der seltsamen Plombe brauchte man nicht weniger als 2500 Kanneisen und zwei große Kisten Kalk. Doch ist dadurch das Besehen des Baumes, der noch lebenskräftig ist und jedes Jahr reichlich Knospen treibt, für vielleicht weitere Jahrhunderte gesichert.

Rückansicht des deutschen Zeppelein- und des französischen Spiek-Ballons. Die Franzosen, die bisher nur aufstarre oder halbstarre Leutballe bauten, sind jetzt endlich auch zum Bau von ganz starren Leutballons, nach Art der deutschen Zeppelein, übergegangen. Natürlich wollten sie das Zeppeleinmodell nicht allzu genau kopieren, und sie haben daher den rückwärtigen Teil mit den Steuervorrichtungen etwas anders gestaltet, wie aus den zwei vorstehenden Abbildungen sich ergibt.

Das Heimatmuseum in Merseburg. Das Heimatmuseum in Merseburg, das aus dem 400 Jahre alten St. Petri-Kloster entstanden ist, wurde kürzlich in Anwesenheit des Oberpräsidenten der Provinz Sachsen feierlich eingeweiht. — Dem Museum wurden die großen und zahlreichen bedeutenden Funde überwiesen, die in den letzten Jahren in der Merseburger Gegend gemacht wurden.

Eine neue Strafreinigungsmaschine mit Automobilbetrieb. Die Maschine besteht aus einem Automobil, auf dem vorn eine dicke Kautschukplatte angebracht ist. Eine Walze drückt diese Platte auf das Pflaster, von dem so der Schmutz schnell und gründlich entfernt wird. Unser Bild stammt aus Newyork.

Der schweizerische Bundesrat Louis Perrier, Vorsteher des Departements des Innern, starb in Bern. Er wurde am 22. Mai 1849 in Neuenburg geboren und hat Architektur studiert. 1902 wurde er in den Nationalrat, 1903 in den Staatsrat und 1912 in den Bundesrat berufen. Im schweizerischen Heer bekleidete er den Posten eines Oberstbrigadiers der Infanterie.

Vorfgeschichten. Vorfgeschichten, aber keine Schwarzwälder von Auerbach. Die beiden Dorfchönen, und mehr noch die Landschaft, in die sie der Künstler gestellt hat, weisen nach Norddeutschland. Und wenn man weiß, daß der Maler Rudolf Eickstaedt geborener Berliner ist und auch in der Reichshauptstadt lebt, dann wird man mit Sicherheit darauf schließen können, daß die Landschaft eine märkische ist, und die beiden frischen Dörner, die sich hier so angelegentlich über die neuesten Dorfereignisse unterhalten, auch mit Spree oder Havelwasser getauft sind. Rudolf Eickstaedt, der in diesem hübschen Genre-bilde ganz Jüdischer ist, bevorzugt sonst das Mittelalter. Hat er doch als junger Akademiker bei dem berühmten Schlachtenmaler Georg Meibler an dessen geschichtlichen Wandgemälden mitgearbeitet, und bei dem Meister der dekorativen Malerei, Friedrich Geffenschap, an dessen allegorischen Darstellungen in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses, die den Krieg, Walhalla, die Wiedererrichtung des deutschen Kaiserreichs und den Frieden durch zahlreiche Idealfiguren mit zum Teil porträtierten Zügen veranschaulichen. Vor seiner Arbeitsgemeinschaft mit Professor Geffenschap hatte er, 1882, für ein Bild „Der barnherzige Samariter“ den großen Staatspreis von 6000 M. zu einer zweijährigen Studienreise nach Italien erhalten. Weiteren Kreisen bekannt geworden sind vor allem sein im Besitze des preussischen Staates befindliches und mit der kleinen goldenen Medaille ausgezeichnetes Bild „Blücher in Genappe“, sein für die Stadt Anklam gemaltes Bild „Theodor Körner liest seine Freiheitslieder vor“, sei es Gemälde „Victoria!“ (die von Napoleon geraubte und wieder zurückgebrachte Siegesgöttin vom Brandenburger Tor wird von den Bürgern der Hauptstadt begrüßt), mehrere Beethovenbilder, ein Bild, das Johann Sebastian Bach in der Gantzenkirche zu Potsdam darstellt, ein Christus mit den Jüngern von Emmaus, und eine Auferweckung des Jünglings zu Nain.



Neue Schwierigkeit.

Wänerin: „Ja, warum hast du mich noch den extra Wagon mit gebracht?“
Wäner: „Weißt, geliebte, hab' i chun scho, aber bis i mein Quat runter hob', is er im nächsten Dorf a'weg!“

85 M. bewertet, dagegen ein längeres Schreiben Karl Maria von Webers, des Freischütz-Komponisten, mit 180 M. Ein besonders interessantes Dokument wird Liebhabern angeboten in einer von der Hand Karl Maria von Webers aufgestellten Liste seiner Schulden, die er während seines sechszehntägigen Arrests in Stuttgart für den Herzog Ludwig von Württemberg aufzulegen mußte. Hierfür werden 250 M. verlangt. Briefe Leopold Mozarts, des Vaters des großen Komponisten Wolfgang Mozart, mit interessanten Details über die Aufführung der Mozartschen Oper „Domino“ werden mit 800 M. angeboten. Eine Sammlung Briefe von Richard Wagner wird auf 900 M. geschätzt. Jedes Schriftzeichen unserer großen Meister wird den Liebhabern hohen Wert. Tausende und aber Tausende werden jährlich in allen Ländern für solche Autogramme und Manuskripte ausgegeben. Der am meisten Zahlende ist der glückliche Erster des Dokuments, und so mancher wertvolle Kunstschatz ist aus diesem Grunde an das im Preise mehr bietende Ausland, besonders an die amerikanischen Millionäre und milliardäre übergegangen. M. M.

Gemeinnütziges

Schwarzwurzelgemüse. Die Wurzel werden geschabt und in schwaches Essigwasser oder saure Milch getan, damit sie nicht rot werden. Dann Kocht man sie in gekochtem Wasser, dem wenig Zucker beigefügt ist, ab und gibt eine holländische Sauce darüber.

Zitronensaft hält sich lange frisch, wenn er in Flaschen gefüllt, in Honig gepackt, mit Blase zugebunden, eine Weile in kochendem Wasser auf mäßigem Feuer gehalten wird.

Kommen aus der Maispflanze bei heuchter Bitterung Seitenschößlinge hervor, so müssen diese durch Abschneiden entfernt werden, damit nicht die ganze Pflanze in ihrem Wachstum zurückbleibt.

Stirbt Meseda vorzeitig ab, wenn sie sich im Samentragen, so ist das ein Beweis, daß sie auf zu magerem Boden wächst. Sie zehrt sehr und gedeiht wenig und schön nur in Boden, der sehr viel alten Dünger erhalten hat.

Einfache Art und Weise, die Höhe eines Baumes zu bestimmen. Man gehe von der Wurzel des Baumes



in gerader Linie fort, indem man von Zeit zu Zeit den Baum zwischen den Füßen durch — also ganz weit vornübergebengt — betrachtet. Wenn man dann auf die Weise imstande ist, den Gipfel zu sehen, so ist der Abstand von der Wurzel des Baumes bis zum Standort des Beobachters ebenso groß wie die Höhe des Baumes. Jeder kann sich leicht davon überzeugen, daß das Maß ziemlich genau stimmt. M.

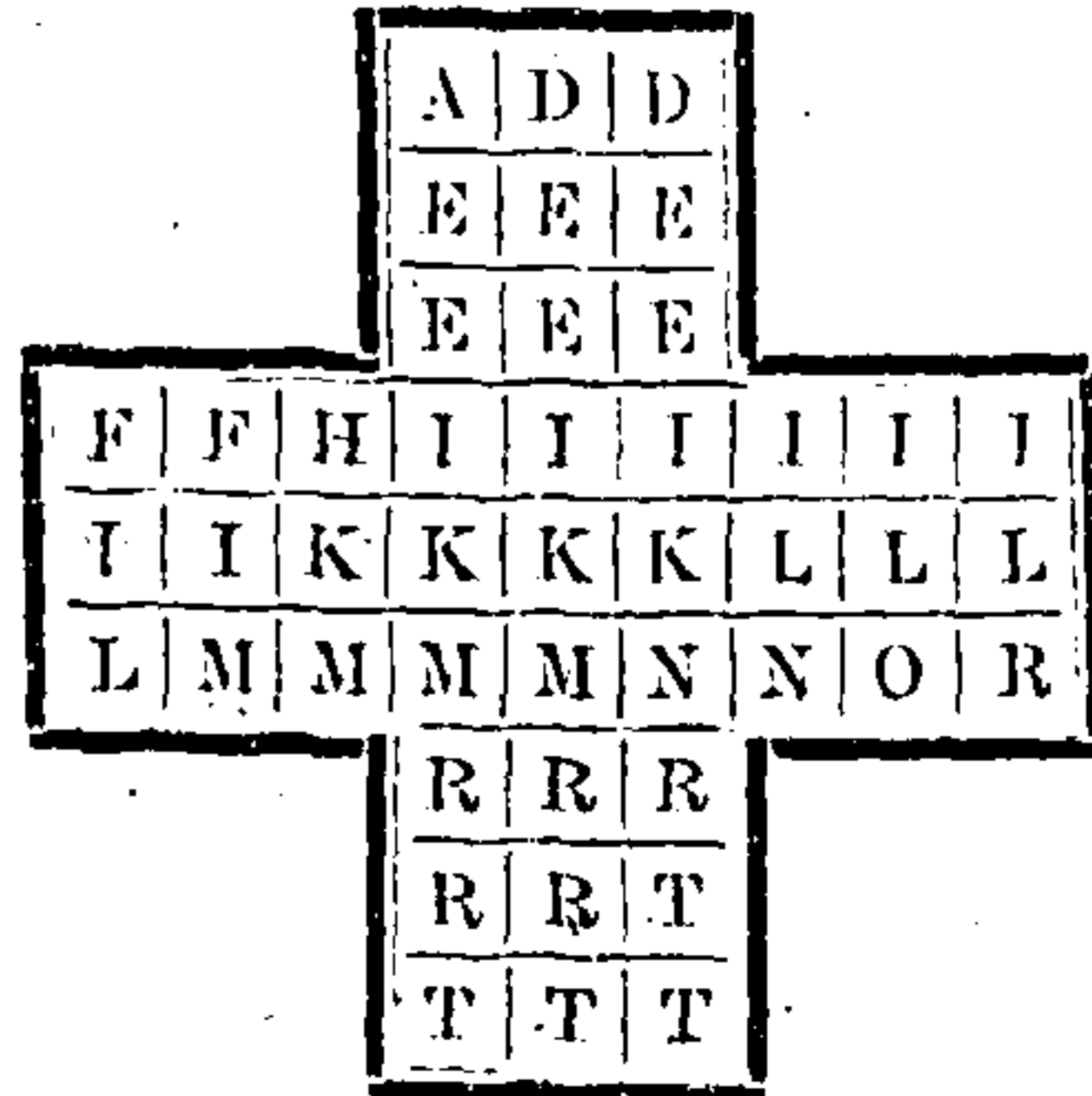
Homonym.

Bist du müd', so zieh's dich hier,
In manchen Falle ist es drin;
Der Kaufmann häußt es stetig an,
Es zieht dahin der Kriegermann.
Fritz Guggenberger.

Anagramm.

Ich zähle zu den Säugetieren,
Such' mich in hohen Bergregionen,
Wenn du mir Kopf und Fuß genommen,
Hast du im Hirn ein Rad bekommen.
Julius Fata.

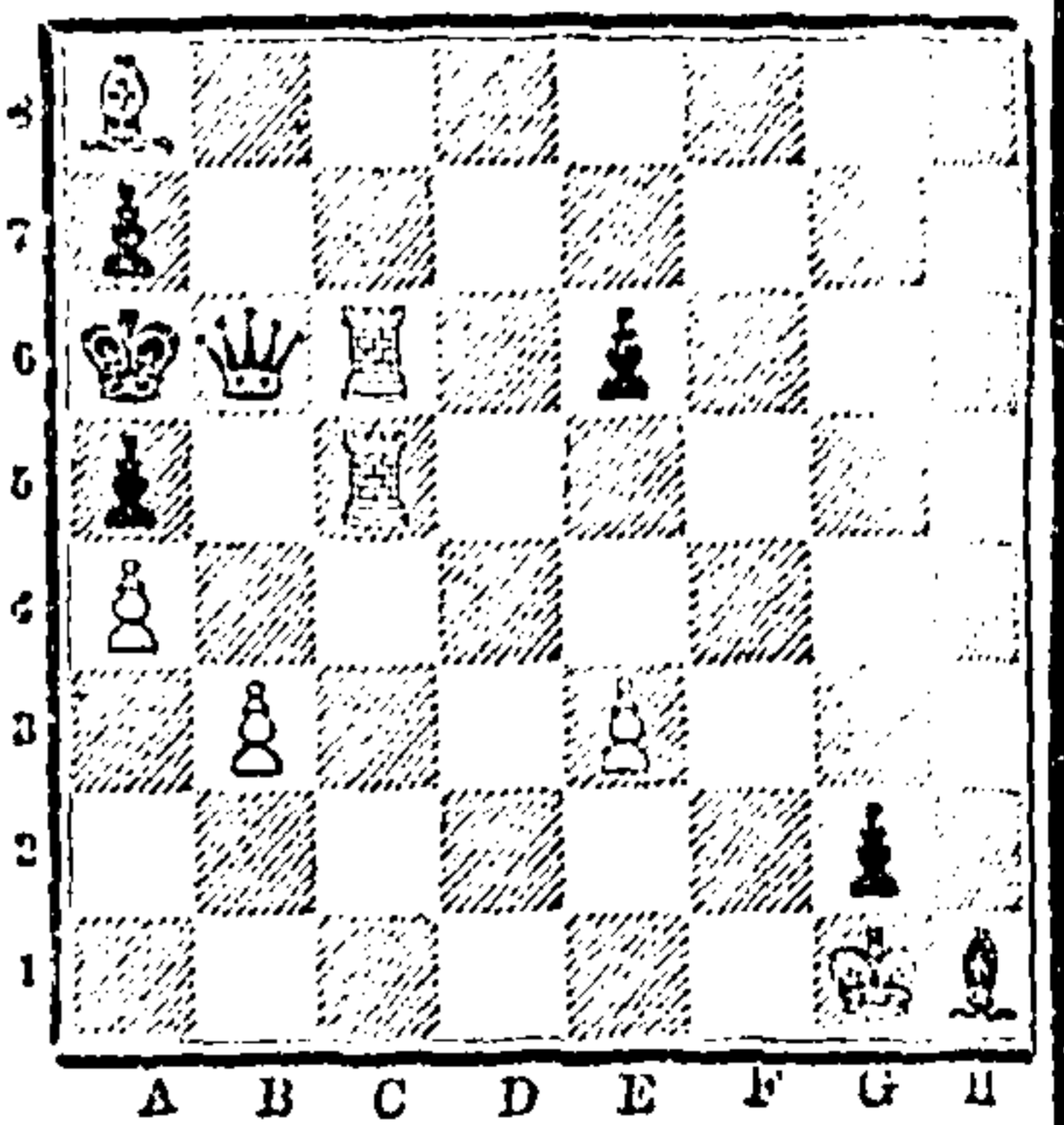
Kreuzrätsel.



Sind die Buchstaben richtig geordnet, so ergeben die 3 horizontale und 7 vertikale Mittelreihen gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung: 1) Ein Längemaß. 2) Das Himmelsgewölbe. 3) Eine Person aus einem mittelhochdeutschen Heldengedicht. Julius Fata.

Problem Nr. 85.

Von N. Börg in Kopenhagen. („Skakbladet 1911“). Schwarz.



Weiße Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Homonyms: Gute. — Des Rätsels: Mieser. Des Wänerrätsels: Reichum schmückt das Zimmer, Tugend den Leib.

Alle Rechte vorbehalten.

Allerlei

Zu Meyers Hotel. „Wünschen S' auch was zu speisen, Herr von Schönfeld?“ — „Ja, Herr Wirt, bringen Sie mir ein Wiener Schnitzel: aber ein recht großes. Ich bin nämlich schrecklich nervös, jede Kleinigkeit regt mich auf.“

Überraschung. „Am Vertrauen, Geliebte: seit unserer Verlobung genieße ich wieder überall Kredit!“ — „Ach, Hans, ich soll's dir ja eigentlich nicht sagen: mein Papa auch!“

Schreckliche Ungewißheit. Fr. J.: „Warum bist du so schlechter Stimmung?“ — Fr. M.: „Ich befinde mich in Todesangst. Du weißt, daß mein Gatte zu seinem schwerkranken Erbvater reiste, und nun telegraphiert er mir, daß alle Hoffnung aus sei. Bedeutet das etwa, daß der Onkel genesen wird?“

Der Geist. Als der dänische Theologe Koeltken um die Doktorwürde disputieren sollte, war sein Vater in der Prüfungskommission. Die Aufgabe war die Dreieinigkeit. Bjerkgaard, der geistvolle Philosoph, befand sich unter den Zuhörern, und als er heimlich, fragte ihn seine Gattin, was er von Koeltkens Disputation halte. — „Ja,“ antwortete er, „der Vater und der Sohn waren da, aber vom Geiste merkte man nichts...!“

Wertvolle Manuskripte. Die Meisterwerke unserer klassischen Dichter und Komponisten sind mit einigen Ausnahmen sehr kärglich von den damaligen Verlegern honoriert worden. Es dürfte daher interessant sein, zu erfahren, welche Summen man heute für Manuskripte, Skizzen, Briefe und Autogramme unserer Geistesgrößen zahlt. Briefe von Goethe werden mit 300-400 M. bewertet, solche von Schiller mit 750 M.; ein handschriftliches Prosaerbst von Theodor Körner, 2 1/2 Seiten umfassend, kostet 580 M. Von unserem Liedmeister Franz Schubert ist ein vier Quartseiten umfassendes vollständiges Notenmanuskript für Singstimme und Piano forte über das Schillersche Gedicht „Schöne Welt, wo bist du?“ für den Preis von 1250 M. zu verkaufen. Welchen Reichtum hätte Schubert, der arme, geplagte und nur kümmerlich sein Dasein fristende Schullehrer erwerben können, wenn man ihm für jedes Manuskript seiner 550 Lieder eine derartige Summe geboten haben würde. Ein Brief von Franz Liszt wird mit